



Karin Eckstein. Foto: Stadt Schorndorf

Karin Eckstein erhält den Künkelpreis

Verleihung des mit 5000 Euro dotierten Preises ist am 23. März

Schorndorf (pm). Für das in Süddeutschland einmalige Projekt zur Schaffung eines Raumes, in dem Familien schwerkranker Kinder zur Ruhe kommen können, erhält Karin Eckstein den Barbara-Künkelpreis 2025. Der Raum, den sie geschaffen hat, ist die „Familienherberge Lebensweg“ in Illingen-Schützungen.

Die Not pflegender Familien erkannte Karin Eckstein, in Stuttgart im Olghospital als Kinderkrankenpflegerin ausgebildet, schon früh. So entwickelte sie eine Vision, um diese Not zu lindern. Sie hat zehn Jahre lang Geld gesammelt und Förderer gewonnen. Und sie tat dies, das ist einer Pressemitteilung der Stadt Schorndorf zu entnehmen, gegen alle Ratschläge und Hilfen von Banken, Krankenkassen und Versicherungen.

Haus empfängt seit 2018 Gäste

In ihrer unerschrockenen, geradlinigen Art, mit dem klaren Bild der entlasteten Familien vor Augen, wollte sie dieses Haus bauen. So begeisterte sie ihre Familie, die ihr das Grundstück überließ, und entschied sich für die persönliche Übernahme der enormen Kosten für einen Bau, dessen Finanzierung zu Beginn noch völlig offen war. Durch konsequentes Festhalten an ihrer Vision ist es ihr 2015 gelungen, dieses Haus entstehen zu lassen, das seit 2018 Gäste empfängt.

„Ein leuchtendes Vorbild“

Der Barbara-Künkelpreis ist laut Pressemitteilung mehr als nur ein Frauenpreis. Er definiert sich nach der Namensgeberin, einer mutigen historischen Frauengestalt, durch drei Kriterien: „Gegen den Zeitgeist. Zum Wohle der Gemeinschaft. Für die Zukunft.“ Diese Eigenschaften verkörpert Karin Eckstein in hohem Maße, so das Urteil der Jury. „Karin Ecksteins Weg ist einzigartig. Ihre Stimme wird gehört. Sie ist ein leuchtendes Vorbild.“

Der mit 5000 Euro dotierte Barbara-Künkelpreis wird am Sonntag, 23. März, um 11 Uhr verliehen.

In Kürze

Schorndorf. Der Herrenabend des **Schwäbischen Albvereins** im Gasthof „Weißes Lamm“ am Samstag, 16. November, beginnt um 18 Uhr. Gäste sind willkommen.

Der Mann, der in Peru den Kranken half

Dr. Jens Haßfeld verbrachte 15 Jahren in den Anden, jetzt ist er Gynäkologe am Klinikum Schorndorf

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
JUTTA POSCHKO-KOPP

Schorndorf.

Natürlich hätte er es sich auch einfach machen können. Als junger Oberarzt und vierfacher Familienvater hätte er eine Stelle in einem deutschen Krankenhaus annehmen, Geld verdienen und schnell Karriere machen können. Jens Haßfeld ging stattdessen mit seiner Frau Damaris und den vier Kindern nach Peru. 15 Jahre lang arbeitete er auf 2650 Metern Höhe in den Anden im Diospi-Suyana-Hospital. Brachte dort Babys zur Welt, operierte Frauen, bildete Assistenzärzte aus – all das mit dem Anspruch, Gottes Liebe praktisch weiterzugeben.

Seit zwei Jahren ist Jens Haßfeld inzwischen Leitender Oberarzt für Gynäkologie und Geburtshilfe am Schorndorfer Klinikum. Seine Arbeit gefällt ihm. Längst ist er angekommen in der Stadt. Doch gerade eben waren er und seine Frau im Urlaub wieder im Einsatz in ihrem Hospital in Peru. Es scheint: Ganz wird sie das Missionskrankenhaus nicht loslassen, das einfache Leben dort, die Arbeit mit der armen Landbevölkerung und die Freude am Krankenhaus.

Ausgesandt von der methodistischen Kirchengemeinde Hegnach

2005, als die beiden nach einem Ort auf der Welt suchten, an dem sie helfen konnten, hatte ihr Ziel freilich auch ein Krankenhaus im afrikanischen Busch oder sonst wo in der Dritten Welt sein können. Es war ein Zufall, dass Haßfeld und seine Frau bei ihrer Suche nach einem Einsatzort für ihn als Arzt und sie als Kinderkrankenschwester auf Klaus-Dieter und Martina John stießen. Die beiden Mediziner und überzeugten Christen hatten 2002 die karitative Vereinigung Diospi Suyana gegründet – das heißt übersetzt „Vertrauen auf Gott“ – und später das gleichnamige Missionskrankenhaus. 2007 wurde es eingeweiht, mit dem Ziel, die unter Armut leidende Landbevölkerung zu behandeln. „So eine Arbeit wollten wir machen“, erzählt Jens Haßfeld.

Da die Ärzte und Pflegekräfte in der Klinik kein Gehalt bekommen, mussten sie zuerst einen Unterstützerkreis finden unter Freunden, Bekannten und Menschen, die er



Jens Haßfeld ist leitender Oberarzt für Gynäkologie und Geburtshilfe am Klinikum Schorndorf.

Foto: Grbic

mit seinen Vorträgen begeistern konnte. Rund 100 Leute kamen zusammen. „Wir brauchten im Monat 4000 Euro, inklusive aller Lohnnebenkosten.“ 2007 ließen sie sich von der evangelisch-methodistischen Kirchengemeinde Hegnach aussenden. Ihre Kinder waren damals zwischen einem und acht Jahre alt.

Rund 16 000 Einwohner leben im Distrikt Curahasi im peruanischen Hochland, die meisten sind indigene Quechua. Besteckung sei verbreitet, das Land, sagt Haßfeld, extrem dünn besiedelt. Die Wege sind weit. Trotzdem seien die meisten Patienten an mehreren staatlichen Kliniken vorbeigefahren, um ins Missionskrankenhaus zu kommen. „Es gibt auch staatliche Krankenhäuser“, erklärt er. Doch dort werde nicht gerade mit Herzblut gearbeitet. Da die Ärzte sehr wenig verdienen, arbeiteten sie oft nur bis 14 Uhr, um danach in ihren Privatpraxen weiterzumachen.

„Der Anspruch: Modernste Medizin für die Ärmsten“

Das Hospital Diospi Suyana, das über Spenden und Stiftungsgelder finanziert wird, ist ein modernes Krankenhaus mit einer Ausstattung, die mit westlicher Medizin mithalten kann. „Für mich war die Arbeit ganz ähnlich wie hier“, erzählt der Gynäkologe. Myome oder Gebärmuttererkrankungen würden dort genauso operiert wie in Deutschland. „Unser Anspruch war modernste Medizin für die Ärmsten.“ Unterschiede gibt es trotzdem: Auch in Deutschland helfe ein Arzt den Menschen. Doch in Peru sei diese Hilfe oft dringender. Zudem werde in Deutschland in großen Teams gearbeitet, während er in Peru meist direkt handeln konnte: „Man ist näher dran an den Menschen.“

Während Jens Haßfeld auf der Gynäkologie arbeitete und einen peruanischen Facharzt erwarb, war seine Frau mehrere Jahre lang Pflegedienstleiterin im Hospital. Die Familie lebte in einem Haus in der Nähe der Klinik, die Kinder gingen dort zur Schule. Später gingen alle vier Kinder ein halbes Jahr lang zu ihrer Tante nach Neuseeland, um dort Englisch zu lernen. Und während Haßfeld, seine Frau und ihr jüngster Sohn noch in den Anden lebten, zogen die beiden älteren Söhne und die Tochter sukzessive nach Winnenden zu den Großeltern, um dort am Lessing-Gymnasium Abitur zu machen. Heute, sagt Haßfeld, „sehen sie es alle positiv, dass sie dabei waren.“

15 Jahre in Peru: Das war nicht immer so geplant. „Vorgesehen waren drei Jahre,

darauf haben wir uns eingelassen.“ Nach einhalb Jahren hätten sie auf fünf Jahre verlängert und sich später dann darauf geeinigt, so lange zu bleiben, wie es eben geht. Es war die Trennung von ihren Kindern, weshalb sie 2021 beschlossen, nach Deutschland zurückzukehren. Mit ihrem jüngsten Sohn, der jetzt ins Max-Planck-Gymnasium geht, und ihrem Hund, einem Golden Retriever, kamen sie 2022 zurück.

Warum nach Schorndorf? „Wir wollten im Dunstkreis von Winnenden wohnen, weil hier meine Schwiegereltern leben“, erzählt Haßfeld. In Weiler fanden sie ein Haus, eine neue Gemeinde bei der SV Schorndorf. Hier spielt er in einer Band Gitarre, seine Frau arbeitet im Café mit. Auf die Rückkehr nach Deutschland wurden sie vorbereitet, „motiviert, die positiven Dinge mitzunehmen und den Lebensmittelpunkt neu zu denken“, wie er sagt. Unsicherheit, Leere, vermutet er, das spüre anfangs auch ein Norddeutscher, wenn er sich hier niederlässt. „Ich habe mich entschieden: Hier ist jetzt mein Platz.“ Und auch am Klinikum fühlt er sich wohl. Zumal er seinen Chef Professor Hans-Joachim Strittmatter schon während diverser Heimatdienste kennengelernt hatte.

Die Leute in Peru sind zufriedener, obwohl es ihnen im Alltag schlechter geht

Was ist geblieben? Viele Erfahrungen und Freunde, die nicht vergessen sind. Ein Häuschen in Peru, das die Familie dort gekauft hat. Die Mediziner Klaus-Dieter und Martina John, die für ihn „echte Vorbilder“ sind. Und die Erkenntnis, dass manches auch anders geht als in Deutschland: „Die Leute in Peru regen sich nicht über Kleinigkeiten auf“, sagt er. Gelassener seien sie und positiver. „In Peru erlebe ich die Menschen zufriedener, obwohl es ihnen im Alltag schlechter geht.“



Beim Einsatz im Krankenhaus in Peru.

Foto: Privat

Schon vor der US-Wahl war klar: Tuscaloosa ist pro Trump

Stimmungsbericht aus Schorndorfs Partnerstadt in Alabama: Gregor Henn hat am BG sein Abitur gemacht und ist für ein sechsmonatiges Praktikum im Mercedes-Werk in Tuscaloosa

Schorndorf/Tuscaloosa (nek). Die US-Amerikaner haben sich, das hat sich schon am Tag nach der Präsidentschaftswahl abgezeichnet, für Donald Trump entschieden. Im Bundesstaat Alabama, wo sich auch Schorndorfs Partnerstadt Tuscaloosa befindet, ist das Ergebnis eindeutig pro Republikaner ausgefallen.

Für ein sechsmonatiges Praktikum im Mercedes-Werk ist Gregor Henn aus Schorndorf gerade dort. Der 23-Jährige hat am Burg-Gymnasium Abitur gemacht, an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg Wirtschaftsingenieurwesen studiert und mit einem Masterstudium in Operations Management an der ESB Business School in Reutlingen begonnen. Das Praktikum bei Mercedes-Benz in Tuscaloosa will er nutzen, um sein Englisch zu verbessern



Gregor Henn.

und berufliche Erfahrungen zu sammeln. Im Mercedes-Werk, das als erstes großes Produktionswerk außerhalb Deutschlands in den 1990er Jahren gegründet wurde, arbeitet Gregor Henn in der Abteilung „Factory Planning“, die sich um den Neubau oder Erweiterung von Fabrikgebäuden, aber auch um neue Produktionsmaschinen oder Förderanlagen kümmert.

Den Start in Tuscaloosa hat ihm ein Bekannter seiner Großeltern, die sich im Partnerschaftsverein engagieren, erleichtert: Der 23-Jährige wurde vom Flughafen abgeholt und hatte gleich eine Unterkunft für die erste Nacht. „Ein Paradebeispiel für die tollen Vorteile einer funktionierenden Partnerschaft zwischen Städten“, findet er – und berichtet auf Anfrage von der Stimmung vor der Präsidentschaftswahl.

„Da Alabama kein Swing State ist und seit Jahrzehnten republikanisch wählt“, schreibt Henn per E-Mail nach Schorndorf, „gibt es hier verhältnismäßig wenig Wahlkampf.“ Offizielle Wahlplakate hat er nur sehr selten gesehen. Dafür Schilder oder Flaggen auf privaten Grundstücken. Bei größeren Events, wie bei Football-Spielen der

University of Alabama, sind ihm viele Trump-Sticker oder „Make America Great Again“-Caps aufgefallen. Gesehen hat er auch einige Trump-Flaggen an Autos. Die Atmosphäre in Tuscaloosa hat er als „insgesamt eher ruhig, aber klar pro Trump“ erlebt. Sticker, Plakate oder Flaggen für Harris, „waren fast nicht zu sehen“.

Ohne besondere Sicherheitsvorkehrungen

Die Stimmung vor der Wahl, auch das kann Gregor Henn berichten, war „absolut friedlich“. Besondere Sicherheitsvorkehrungen waren offenbar nicht notwendig. Mitbekommen hat er aber, dass die Menschen teils mehrere Stunden vor den Wahllokalen anstehen mussten. Ob das dem hohen Andrang oder schlechter Organisation geschuldet ist, will er nicht bewerten. Doch er weiß: Die Menschen, mit denen er im Vorfeld gesprochen hat, würden das Wahlergebnis grundsätzlich akzeptieren.

Tatsächlich hat er in Tuscaloosa aber, das räumt der 23-Jährige ein, hauptsächlich mit Akademikern und Menschen aus der (oberen) Mittelschicht zu tun. Doch auch die erhofften sich von Trumps Wahlsieg günsti-



Pro-Trump-Sticker: In Tuscaloosa vor der Wahl häufig zu sehen.

Fotos: Privat

gere Preise für Lebensmittel und Benzin und versprechen sich, dass Umweltstandards gesenkt werden. Interessant findet der Schorndorfer, dass viele Frauen und Afroamerikaner mit Pro-Trump-Fanartikeln und -Stickern zu sehen waren – in der überwie-

genden Mehrheit waren es aber weiße Männer. Dass Frauen trotz der Abtreibungsdebatte für Trump stimmen, lässt sich für Henn damit erklären, „dass die Menschen hier in der Regel sehr christlich und daher auch gegen Abtreibungen sind“.